

Constance Debré: "Play Boy"

Leiden an der Bourgeoisie

Von Oliver Jungen

Büchermarkt, 30.05.2025

Vom radikalen Bruch nicht nur mit ihrem bisherigen Leben, sondern auch mit der eigenen Klasse, der französischen Oberschicht, handelt Constance Debrés autobiographisch grundiertes, gesellschaftsanalytisch ausgreifendes Buch „Play Boy“. Dieser Auftakt einer Trilogie wurde in Frankreich zur Sensation. Unter dem trotzigen Aufruhr liegt die Einsicht, der eigenen Prägung nicht zu entkommen.

Eine selbstbewusste Frau, vierzig Jahre alt, gestandene Juristin, wird zur Anwältin ihrer selbst. Das ist zunächst einmal eine autofiktionale Emanzipationsgeschichte, eine Lossagung von bürgerlichen Normen und dem bisherigen Eheleben. Die Protagonistin orientiert sich neu, lernt, Frauen zu lieben. Es bleiben scheue Eskapaden, bis sie vor Gericht einen jungen Dealer zu verteidigen hat:

„Ich erzähle, was sie hören wollen. Der gute Junge. Die gute Schule. Die gute Familie. Selbst die Staatsanwaltschaft fordert nur eine Bewährungsstrafe. Beim Bürgertum werden sie schwach, die Richter. Uns so hab ich Agnès kennengelernt. Als Verteidigerin ihres Sohnes. Natürlich ist er freigekommen. Bürgerliche fahren nicht ein.“

Hart im Nehmen, hart im Stil

Agnès, fünfzig Jahre alt und weiterhin mit ihrem Ehemann zusammen, wird die Geliebte der Erzählerin. Es fällt auf, dass dabei die anfängliche Scheu einer immer stärker fordernden, vielleicht maskulinen Härte der Heldin weicht. Sie nimmt sich, was sie will. Ihre Egozentrik bemäntelt sie nicht:

„Ich beschloss, dass das, was zwischen ihr und mir passieren könnte, das Wichtigste in meinem Leben sein würde. Wer sie war, spielte dabei keine Rolle.“

Ehrlich, direkt und hart ist auch der Stil dieser mit kluger Gesellschaftsanalyse durchwirkten Selbsterkundung. Immer wieder hebt die aus der französischen Oberschicht stammende Erzählerin auf den internalisierten Snobismus ab, auf die großbürgerliche Langeweile, die man mittels einer bewusst derben und schamlosen Sprache aufzubrechen versuche. Genretechnisch bewegt sich das in der Nachfolge der „Bekenntnisse“ von Jean-Jacques Rousseau.

Constance Debré

Play Boy

Aus dem Französischen von Max Henninger

Matthes & Seitz

160 Seiten

20,00 Euro

Liebesgeschichten sind am besten, wenn sie enden

An der Person der Geliebten nicht interessiert zu sein, ist nur der Beginn. Die Ehrlichkeit in Bezug auf Agnès streift bald die Verachtung. Das Kleinbürgerliche an ihr stößt der Heldin auf, auch das Theatralische. Den Sex findet sie schlecht. Aber auch von der nächsten Geliebten, der jungen Albert, die sie sexuell zuerst ganz in den Bann zieht, trennt sich die Erzählerin wieder.

„Was soll man mit der anderen tun, sie lieben oder sie umbringen? [...] Ich liebe und ich hasse sie.“

Die Protagonistin kommt kurzzeitig wieder mit Agnès zusammen, bleibt aber unzufrieden. Liebesgeschichten findet sie eigentlich immer dann am besten, so sagt sie, „wenn sie enden“.

„Das Problem ist, dass die Sache mit den Frauen jetzt auch alltäglich geworden ist. Auch dabei geht es nur um Sex und Liebe. Nichts Neues. Nichts, was das Leben ändern würde.“

Traumatische Oberschichtskindheit

„Vorsicht“, mahnen Schilder an französischen Bahnübergängen, „ein Zug kann einen anderen verbergen“. Diese Warnung könnte man auf die Poetik des Romans „Play Boy“ ausdehnen, der nur vordergründig von einer Neujustierung des Begehrens handelt. Es geht vielmehr um die Einsicht, der eigenen Prägung nicht zu entkommen. Die Heldin ist viel zu klug, um nicht zu wissen, dass sie, will sie wirklich ihr Leben ändern, an einer Aufarbeitung ihrer Herkunft und ihrer dramatisch abgestürzten Kindheit nicht vorbeikommt. Dabei waren die frühen Jahre märchenhaft: Mit einem Vater, der als bekannter jüdischer Journalist und als Sohn eines ehemaligen französischen Premierministers in höchsten Kreisen verkehrte, lebte es sich gut; noch besser mit einer geliebten schönen Mutter, die als Model arbeitete.

Dann folgte die Wende. Beide Eltern wurden drogenabhängig: Opiode, Heroin, Alkohol. In dieser Misere treffen sich bei Debré die Dekadenz der Oberschicht und deren Leiden an der eigenen Deklassierung. Die Mutter starb traumatisch früh, übrig blieb der selbstbezogene Vater. Der lebt in der Erzählzeit noch immer, ist gebrechlich und lehnt die Homosexualität der Erzählerin ab. Ihm tritt sie als Kämpferin entgegen. Wehrloser ist sie gegen den Schlag, den der Exmann ihr durch den Vorwurf versetzt, dem eigenen Kind geschadet zu haben. Das Kind hält dabei zum Vater. Es bleibt ihr nur, die Wut ihres Sohns zu lieben. Das Sorgerecht aber verliert sie.

Abrechnung mit der Pariser Bourgeoisie

Die Erzählerin, hier darf man vielleicht doch sagen: die Autorin wagt sich schließlich weit vor und möchte im Unglück so etwas wie ein letztes einendes Band ihrer Familie, ja, ihrer gesamten Klasse sehen:

„[W]ir sind Menschen, denen es sehr schlecht geht. [...] Jedenfalls sind wir so geboren. Und dadurch sind wir gezwungen, Sachen auszuprobieren, in der Hoffnung, dass es uns dann besser geht. Zum Beispiel Jude oder lesbisch oder Junkie sein.“

Das soll nicht die Emanzipation als homosexuelle Frau kleinreden. Nur geht das Buch, dessen Ton an Virginie Despentes erinnert, in der Identitätssuche nicht auf. Seine eigentliche Faszination und Dramatik verdankt es vielmehr der so erhellenden wie kompromisslosen Abrechnung mit der Pariser Bourgeoisie von innen heraus, einer Klasse, die von einer Bedeutung zehrt, die sie längst nicht mehr hat. Und eben daran unrettbar verzweifelt.